Heimatecke

Zur Geschichte der Gemeinde Dössel

(Nach Auszügen aus der Dorfchronik) von Nutt, Brakel

2. Fortsetzung.

Die Chronik der Gemeinde Daseburg, die den Desenbergern verpflichtet war, spricht viel von dieser Arbeit. Daß sie sehr drückend empfunden wurde, ist klar, besonders wenn sie zu einer Zeit verlangt wurde in der Saatzeit oder in der Ernte. Wie schon angeführt, war der Landbesitz zu 3/4 in privaten Händen, während 1/4 Gemeindeeigentum war. Soweit es urbar und nicht verpachtet war, scheint es gemeinschaftliche Viehweide gewesen zu sein. Eine Ausnahme machten 40 Morgen des Bruchs, die landwirtschaftlich betrieben wurden. Um die Gemeindelasten tragen zu können, wurden diese in Scharwerk bearbeitet. Die Ernte hiervon wurde in die Gemeindescheuer, die 1778 von Eissen für 130 Thl. gekauft war, gefahren und dort gedroschen. 1818 glaubte die Regierung, durch Verpachtung könne mehr erzielt werden. Der gebotene Preis von 225 Thl. war aber nicht lange von den Pächtern aufzubringen, sodaß man zur früheren Bewirtschaftung zurückkehrte.

Die Schafdrift wird als „Meyerstatutisch" bezeichnet, d. h. nur ein Teil der Bauern waren an dem gemeinschaftlichen Besitz beteiligt. Sie war mit dem Gute Riepen verquickt. 1818 wurden Anteile an ihr von der Gemeinde aufgekauft. Die Schweine wurden nicht nur in der Feldmark gehütet, sondern in den Herbstmonaten, wenn die Buchnüsse und Eicheln reichlich waren, in die fern gelegenen Wälder zur Mast getrieben. Es wird berichtet, daß im Herbst 1822 die Eichelmast bis Dezember ausgenutzt wurde. Die Wälder sind nicht benannt, nur wird gesagt: nähere und fernere Wälder. Von der Kuhweide wird nichts erwähnt, doch wird diese, wie es bis zur Separation war, die große Weide nach Lütgeneder gewesen sein. Die Pferde und Zugochsen wurden nur in der Nacht gehütet, und zwar auf der sogenannten Koppelwiese, die 27 Morgen groß war. Wenn auch die Tiere von Burschen bewacht wurden und aneinander gekoppelt waren, so wird doch in den Jahren 1818 und 1827 berichtet, daß die Tiere in Sümpfe gerieten, sich nicht voneinander loslösen konnten, und so elend umkamen. Das Nachthüten wuchs sich zu einem Skandal aus und wurde 1841 bei schwerer Strafe verboten. Vorsteher Peine ließ sie trotz Widerstandes zu Flößwiesen umbauen und konnte schon im folgenden Jahre sagen, daß trotz Dürre eine große Menge Heu geerntet sei, daß der Gemeinde viel Geld einbrachte. Das Wasser wurde von dem Dorfbach aus auf die Wiese geleitet.

Wie damals überall wurde die Dreifelderwirtschaft betrieben, das heißt, die Gemarkung in drei jährlich wechselnden Teilen bebaut, von denen der eine mit Winterkorn, der andere mit Sommerfrucht bebaut wurde, während das letzte Drittel „gebracht" oder mit Gemüse usw. bepflanzt wurde. Außer Weizen und Roggen bestellte man Hafer, Gerste, Wicken, Bohnen, Erbsen und Kartoffeln. In weit größerem Maße als jetzt zog man Winter- und Sommerraps, Früh- und Spätflachs. Runkelrüben finde ich nicht angegeben. Luzerne und Esparsette waren aber sicher eine alte Frucht. Kleesamen wird nur einmal erwähnt.

Vor der Verkoppelung, das ist die Zusammenlegung der Grundstücke, war der Besitz des einzelnen in viele Parzellen aufgeteilt, die oft nur einen Morgen betrugen, sodaß der Bauer vielleicht 30 und mehr Pläne hatte. Daß dabei eine rationelle Bewirtschaftung unmöglich war, daß der Boden nicht entwässert werden konnte, leuchtet ein. Die Entwässerung war aber dringend notwendig. Sie wurde auch einzeln privatim ausgeführt, wie eine Angabe aus dem Jahre 1818 besagt. Der Pächter des Gutes Riepen, Förster, schloß ein Abkommen mit dem Bauer Besse, daß dieser ihm erlaubte, durch sein Grundstück einen Abzugsgraben zu ziehen, wofür er ihm 3/4 Morgen Wiese gab. Den Preis würde er nicht gezahlt haben, wenn er sich nicht einen größeren Nutzen daraus versprach. Häufig wird eine Schafkrankheit erwähnt, die als Fäule bezeichnet wurde, die nach nassen Jahren die ganze Herde vernichtete. Heute wissen wir, daß diese Leberegelseuche durch Aufnahme einer Wurmbrut auf nassen Weiden entsteht. Die erste Separation scheint die von Hohenwepel gewesen zu sein. In dieser Gemarkung müssen zahlreiche Dösseler Grundstücke gelegen haben, denn 1842 wird darüber geklagt, daß Dössel plötzlich zur Zahlung von 300 Thl. zu den Kosten beizutragen habe, trotzdem es keinen Antrag zur Separation gestellt habe. Dann muß die Zusammenlegung von Warburg und Daseburg, an denen Dössel stark beteiligt war, erfolgt sein. Die der Dösseler Gemarkung muß meines Erachtens 1867 beendet sein. Damit wurden jedem Besitzer 2—3 Pläne zugeteilt. Es wurden bessere Verbindungswege möglich, an Gespannarbeit konnte gespart werden, vor allem konnte durch Gräben und Drägagen das Grundwasser weggenommen werden. Die bessere Durchlüftung des Bodens, bessere Arbeit, bessere Düngung hoben die Ernteerträge. Von hier aus datiert der materielle Aufschwung der Gemeinde, der so rasch erfolgte, daß nach dem großen Brand im Jahre 1872 alle Gehöfte größer wieder aufgebaut wurden.

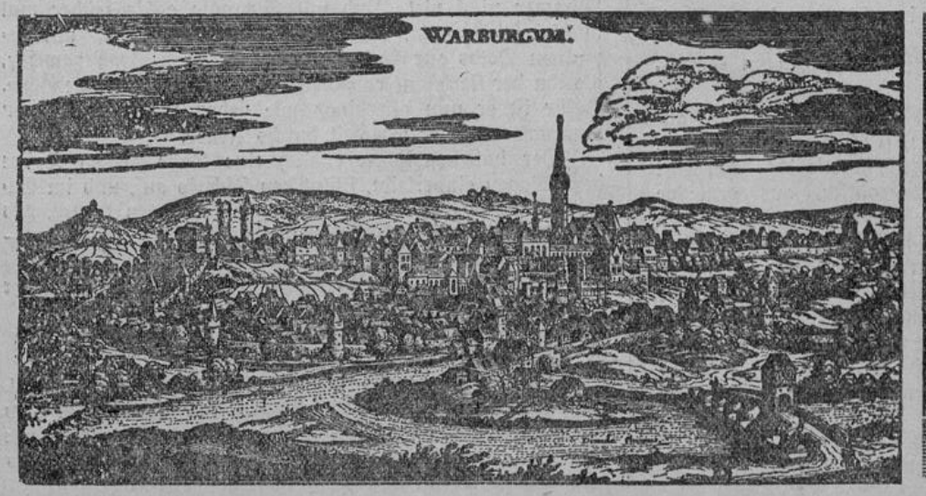
Vieh- und Fruchtpreise

Da die gesamte Bevölkerung, auch die Handwerker und Tagelöhner sich mit der Landwirtschaft befaßten, so ist es zu verstehen, daß die Chronik sich hauptsächlich mit den Fragen befaßte. Die Getreidepreise werden jedes Jahr genannt, oft alle Monate. Eine Statistik über die Preisbewegung wird dadurch erschwert, daß nicht nach einheitlichem Maß und Gewicht gehandelt wurde. Man rechnete in warburger Scheffeln, preußischen Scheffeln und in Sack. Bei dem Fehlen von Eisenbahnen und guten Wegen mußten die Preise großen Schwankungen unterliegen, je nachdem in einer Gegend die Ernte gut oder schlecht ausfiel. Meist wurde der Ueberschuß an Getreide nach Beverungen gefahren, um mit der Weser verfrachtet zu werden. Ein guter Absatzplatz war auch Kassel, weniger Warburg. Auch das Proviantamt Paderborn wird erwähnt. 1805 kostete der Scheffel Roggen, der m. W. 80 Pfund wog, 4 Thl., ein unerhörter Preis, wenn der Arbeiter 25 Pfennige verdiente. Mißernten werden verzeichnet in den Jahren 1808, 9, 11, 14, 16 und 17. Dazu kamen Hagelschläge, Mäusefraß und dürre Jahre. Einmal war die Not so groß, daß der Fürstbischof Franz-Egon und der Staat ausländisches Mehl kommen ließen. Die Wohlhabenheit wird als ständig sinkend bezeichnet. 1818 mußten mehrere Bauern, besonders schlecht wirtschaftende ihre Höfe aufgeben. 1819 kostete der Weizen in Scheffeln 1 Thl. 12 Groschen, der Roggen 1 Thl., Gerste 16 Groschen, Hafer 14 Groschen. 7—8 Pfund Flachs konnte man für 1 Thl., das Stück Garn mit 4—5 Groschen los werden. Die Erträge vom Morgen fehlen leider, es wird nur gesagt, wieviele Bunde zum Scheffel gehörten. Ein günstiges Ernteergebnis wurde 1822 von den in Scharwerk bebauten 40 Morgen gemeldet. Der Morgen Winterraps lieferte 8 Scheffel, und man löste für den Sack in Warburg 6 1/2 Thl. Dann werden aber wieder ganz niedrige Preise genannt, auch über Unverkäuflichkeit geklagt. Noch einmal schnellten diese in die Höhe in den Jahren 1845 und 46, als die Kartoffeln mißrieten. Als sie sich schon kräftig entwickelt hatten, wurde das Laub welk und trocken, die Knollen faulten. Der Morgen erbrachte nur 20—30 Scheffel, die rasch faulten. Man fürchtete eine Hungersnot und kaufte fremdes Korn, das man in einem Magazin lagerte. Hierzu benutzte man die Pastorat, anscheinend ein Mädchen für alles. Während kurz vorher der Roggen 16, der Hafer 8 Groschen brachten, war man froh, nun den Scheffel Roggen mit 2—3, Erbsen mit 3 1/2, Linsen mit 4 Thl. zu bekommen. Von Viehpreisen wird weniger berichtet, garnicht über Schweine und Schafe, die ja auch oft massenweise an Bräune und Fäule eingingen. Nur im Jahre 1823, wo infolge von Mäusefraß eine schlechte Ernte war, wird gesagt, daß die Pferde anstatt sonst 80—100 Thl. zu 40—50, die Kühe gar zu 5—8 Thl. losgeschlagen werden mußten.

Steuern, Abgaben, Schulden

Als älteste Steuerarten müssen wohl die Schatzung, die Kopfsteuer und die Grundsteuer gelten. Nach Urkunden über die Fürstbischöfe Hermann-Werner und Ferdinand Fürstenberg wurde die erstere schon im 16. Jahrhundert 4 1/2 mal im Jahre erhoben, 1665 schon 7 1/2 mal. In Kriegszeiten ist sie auf 14 gestiegen, 1800 wurden sie 10 1/2 mal erhoben, unter Napoleon stieg sie auf 30. Wieviele Schulden bei Beginn der Chronik vorhanden waren, ist nicht ersichtlich. Vom 7jährigen Kriege waren noch allerlei vorhanden. Die Kopfsteuer betrug 1800 für die männlichen Personen über 16 Jahre p. Jahr 12, für weibliche 6 Groschen. An einer Stelle wird gesagt, daß sie für alle 127 Thl. betrug. Für Schnapsbrennen zahlte man 2 Thl., Consum, Handel und Gewerbe waren frei. Es hebt ein sich steigerndes Klagelied an über Bedrückungen durch die Kriege. 1806 schätzte man die Kriegslieferungen an Naturalien und Pferden auf 444 Thl. Dazu kamen 143 Thl. in bar. Einmal mußte plötzlich für durchziehende Truppen Verpflegung für 1000 Mark beschafft werden. Zur Errichtung des Königreichs Westfalen mußte die Gemeinde 289 Thl. beisteuern. Für die durchziehenden Truppen während des Russischen Krieges wurden außer Heu und Stroh 218 Scheffel Roggen und Hafer requiriert. Die vorhandenen Steuern wurden erhöht, neue eingeführt. (Fortsetzung folgt).

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 32 | **20. April 1935** | **9. Jahrgang**

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

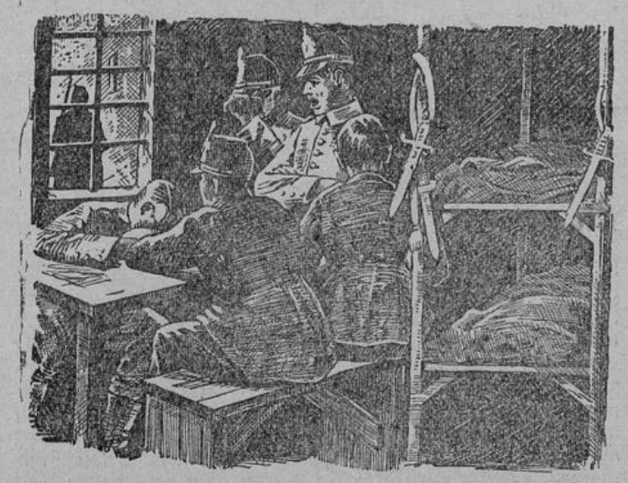
Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Erstes Kapitel.

„Rrrrrraus!"

„Verdammt und zugenäht — was is denn los?"

Der Oberjäger Struppke ist mit einem Hechtsatz vom Tisch, an dem er mit verschränkten Armen gedöst hat, aufgesprungen und hat seinen Tschako vom Wandhaken geangelt. Auf den Pritschen der Wachtstube krabbelt es durcheinander von gähnendem Soldatenvolk, das nach Koppel und Tschako sucht und herzhafte Flüche von sich gibt.



Der Oberjäger Struppke ist mit einem Hechtsatz vom Tisch, an dem er mit verschränkten Armen gedöst hat . . .

„Rrrrrraus!" brüllt von neuem die gewaltige Stimme des Postens vor Gewehr, der noch vor wenigen Minuten vor der Kasernenwache der Jäger auf- und abging, bevor der Herr Bataillonskommandeur in höchsteigner Person, hoch zu Roß, wie ein Gespenst im fahlen Morgengrauen vor ihm auftauchte.

‚Also ganze Wache ins Gewehr treten', denkt er einen Augenblick ganz verstört, ‚du liebe Güte, jetzt um 3 Uhr, wo noch nicht mal die Hähne krähn.'

Und dann schreit er schon sein vorschriftsmäßiges Weckgebrüll: „Rrrraus!" in den allzufrühen Morgen, daß den Kameraden drinnen der letzte Schlaf aus den Augenwinkeln fliegt.

Nun poltert es aus der Wachtstube heraus, einer fällt bald über den andern. Der wachthabende Oberjäger zischt ein paar furchtbare Flüche, die sich gewaschen haben, weil der Spielmann nicht schnell genug sein „Wimmerblech" findet — aber schließlich, und es hat doch nur ein paar Sekunden gedauert, stehen sie alle draußen. Der Oberjäger kommandiert mechanisch:

„Stillgestanden! Das Gewehr — über!"

Wohlwollend überblickt Major von Stettenheim, ein gut gebauter, straff sitzender Fünfziger auf tänzelndem Gaul, die beiden Glieder der tadellos ausgerichteten grünen Jungens. Er winkt mit einem flüchtigen Lächeln ab.

„Spielmann, Alarm blasen!"

‚Ach du grüne Neune', denkt Struppke, ‚nun schlägt's dreizehn! Am Ende gibt das noch 'ne Felddienstübung.'

Nette Überraschung für die Herren Offiziere! Hoffentlich sind die alle zu Hause. Na, ihm kann's gleich sein!

Der Spielmann setzt an und bläst. Die Trompete scheint ein bißchen heiser zu sein, was man ihr zu dieser frühen Stunde nicht verdenken kann. Aber dann reißt sie sich offenbar zusammen, als der Major ihr einen grimmigen Blick zuwirft, nun rutscht das aufregende Alarmsignal schon wie Honig aus dem Blech, und nun hört man auch, wie es in der Kaserne lebendig wird. Türen und Fenster fliegen auf, Kommandos werden laut — aus den Stuben flitzen die Jäger. Sie sind ja das Flitzen gewöhnt.

Spielleute des Bataillons eilen zum Tor hinaus.

Und durch die verschlafenen Straßen der kleinen Stadt mit ihren verträumten Winkeln, in denen noch die blau verdämmernden Schatten der Sommernacht hängen, über die spitzen Giebel hinweg, unter denen die bürgerlichen Schlafmützen sich noch einmal umdrehen und aufs andre Ohr legen, klingen hier und da hell und mahnend immer wieder die Alarmsignale.

Von der Gnadenkirche hallen dazwischen die bronzenen Schläge der Uhr laut und metallen aus hoher Einsamkeit über die Dächer, und aus dem Friedhof mit seinen alten, schönen und stillen Grüften flöten zart und fröhlich die

ersten Amseln in den aufbrechenden Morgen, als hätte auch sie der kriegerische Trompetenton aus dem blühenden, tauübersprühten Gesträuch geweckt.

*

Wendolin Wimmer kommt ins Zimmer seines Leutnants gestürzt.

„Herr Leutnant, Herr Leutnant, es hat Alarm geblusen —!"

Der Leutnant Hans von Götsch ist schon halb angezogen. Er lacht über das ganze, frisch gebräunte Gesicht, das er eben aus der Wasserschüssel heraushebt. Ein edel und klar geschnittenes Jungmännerantlitz, aus dem die dunklen Augen keck herausblitzen. Die straffe, sehnige Gestalt spannt sich in den Gelenken, sie federt ordentlich dabei.

„Geblasen, Wendolin, geblasen heißt es! Ich war so frei, schon selber davon Kenntnis zu nehmen. Trotzdem mir der Kopf noch 'n bißchen raucht, von wegen Liebesmahl und so. Aber das sieht dem Alten ähnlich — er selber verschwindet um elf aus'm Kasino, läßt uns junge Dachse ruhig bis in den Morgen rein feiern — und bums — um 3 Uhr Alarm! Na —"

Mit fliegenden Händen trocknet er sich ab.

„Kaffee — Wendolin — recht stark! Mensch —"

„Ich fliege, Herr Leutnant!"

Der kleine Bursche saust zur Tür hinaus. Von Götsch zieht sich den Waffenrock über. Vor einer Viertelstunde hat er ihn erst ausgezogen und sich auf die paar Stunden Schlaf gefreut. Na — rasch noch ein paar Kniebeugen. So — fein! Gut, daß er sich von Kamerad Krummstädt nicht noch zu der „allerletzten" Flasche hat verführen lassen. Hoffentlich kann der überhaupt aus den Augen gucken.

Wimmer rast mit dem Kaffee herein. Er riecht, als hätte er ein Pfund Bohnen dazu genommen. Und er ist siedeheiß.

Götsch nimmt einen gehörigen Schluck und verbrüht sich fast den Mund.

„Kerl — der ist ja noch wie Feuer!"

Wimmer grinst freundlich:

„Frisch gebrühter Kaffee hat das so an sich, Herr Leutnant. Und kalter hätte Ihnen ja ooch nischte nich genützt."

Das stimmt ja auch. Aber Götsch brummt, während er heftig in die Tasse pustet:

„Mach', daß du mit deinem Anzug fertig wirst! Da ist der Kerl immer noch in Latschen — Himmelkreuzmillionendonnerwetter —"

„Hauptsache, der Herr Leutnant sind fertig — nach mich frugt ja doch keiner."

„Fragt, Wendolin, fragt! Wenn du das bloß endlich mal kapieren wolltest. Und nu dalli, nächstens werd' ich dich mal für ein paar Tage in die Kompanie stecken lassen, damit du dahinterkommst, wie gerne beispielsweise der Oberjäger Struppke nach dir fragen würde. Hast du schon darüber nachgedacht, wie fein du's eigentlich hast?"

„Nein, Herr Leutnant!"

„Na ja. Das ist richtig, Wendolin Wimmer! Absaufen!"

Nein, vom Exerzierplatz hält der gelernte Friseur Wimmer nicht viel. Und mit Struppke gab's früher mal allerlei Differenzen, die manche „Nachhilfestunde" mit bepacktem Dachs zur Folge hatten. Er ist heilfroh gewesen, als ihn der Leutnant von Götsch zu seinem Burschen machte. Dafür ist er nun allerdings wie geboren, und für seinen Leutnant ginge er jederzeit durchs Feuer.

Der hat inzwischen endlich eine Tasse heißen Kaffee dem Magen einverleibt, stülpt den Tschako auf, und im Eiltempo geht's aus der Bude raus, die Treppen runter, daß es kracht, die morgenstille Straße im Handgalopp dahin — und da ist ja denn auch schon die Kaserne.

Hinter ihm schnaufen einige Kameraden, die auch ihr Privatquartier haben.

Meldung beim Major.

Einige Hauptleute sind bereits da.

Das Offizierskorps sammelt sich überraschend schnell. Der Leutnant Krummstädt sieht zwar aus, als wäre er eben von den Toten auferstanden, aber er ist da — proper wie immer —, er salutiert stramm, trotzdem ihm ein gehaltvoller Katzenjammer fast den Kopf auseinandersprengt.

Wohlwollend mustert der Major die Herren. Ein kleines Schmunzeln huscht um seine Mundwinkel.

„Na — hat ja noch so leidlich geklappt."

Der letzte Fähnrich ist eingetrudelt.

Und es ist kein Zweifel mehr, daß der gestrenge Herr Bataillonskommandeur beschlossen hat, eine nette, gehaltvolle und lehrreiche Felddienststübung abzuhalten.

Die Kompanien stehen tadellos ausgerichtet. Die Hauptleute sitzen auf ihren Gäulen, die Leutnants spritzen zu ihren Zügen — kurze Kommandos — knappe Meldung.

„Bataillon — marsch!"

Die Schlafmützen von Zivilisten spitzen im Bett die Ohren, als es da zu so früher Stunde die Straßen entlang klappt in flottem Marschtritt. Und nun spitzen sie noch mehr die Ohren, denn da klingt es aus frischen, kräftigen Kehlen den Schläfern durch den tiefsten Morgenschlaf:

Marie — Marie —
Es ist noch viel zu früh!
Schlaf' du in deinem Kämmerlein,
Wir Jäger müssen wachsam sein.
Zum Abend sind wir wieder da,
Jawoll, mein Schatz, juvivallera!
Die ganze Kompanie
Kommt dann zu dir, Marie!

Fortsetzung folgt.

Wo liegt Golgatha?

Die heiligen Stätten der Passion

Von allen Stätten der Passion sind die wichtigsten Golgatha und das Grab Jesu. Ihre Lage ist nicht weniger authentisch als die irgendeines anderen Heiligtums in Palästina. Es ist vor allem wissenschaftlich bewiesen, daß zur Zeit Christi Golgatha außerhalb der Stadtmauern in der Nachbarschaft des Gartentores lag. Die Spuren der zweiten Wallmauer der Stadt, die den traditionellen Ort einschließt, wurden tatsächlich im Süden und Osten der Kirche des Heiligen Grabes festgestellt. Die Leichenkammer, die man hinter dem Rundbau des großen Tempels sieht, bildet eine weitere Bestätigung der These, nach der vor dem Bau der dritten Mauer, der im Jahre 43 unserer Zeitrechnung stattfand, diese Zone nicht innerhalb des Weichbildes Jerusalems lag. Auch die Ueberlieferung ist nicht weniger klar in der Feststellung der Echtheit des traditionellen Golgatha. Nicht wenige unter den Juden, die Augenzeugen des Leidens Christi waren, wurden in der Folge Anhänger des Kreuzes und konnten für die Echtheit zeugen. Uebrigens hat auch die Hagiographie des Neuen Testamentes, so wörtlich sie auch in der Angabe topographischer Einzelheiten ist, mit aller Deutlichkeit den Schauplatz beschrieben, auf dem sich der Epilog des Dramas von Golgatha vollzog. Es wird ausdrücklich betont, daß es sich um eine Golgatha genannte Erhöhung handelte, die außerhalb des Tores, aber in unmittelbarer Nähe der Wallmauer der Stadt lag. Hinzugefügt wird, daß sich an demselben Ort ein Garten mit dem neuen Grabmal befand, der Eigentum des Joseph von Arimathia war. Dieser hatte sich den Leichnam Jesu von Pilatus erbeten, um ihn in seinem Garten in einem neuen Felsengrab beisetzen zu lassen.

Beim Einbruch der Heere Roms verschwanden, eingedenk der Prophezeiung Jesu über die Zerstörung der Stadt, die Christen Jerusalems jenseits des Jordans, um in den Staaten Agrippas I. wieder aufzutauchen. Aber kaum war der Sturm des jüdischen Krieges (70/71 n. Chr.) vorüber, so kehrten sie sofort nach Jerusalem zurück, um sich auf dem Berge Zion niederzulassen, einem Stadtteil, der von der Plünderung der römischen Legionen verschont geblieben war. Infolgedessen hatte die Ueberlieferung mit Ausnahme auf die Oertlichkeit des Heiligen Grabes keine Unterbrechung erfahren. Dagegen schien die Zerreißung der Ueberlieferung unter Kaiser Hadiran größer und bedeutsamer. Fest entschlossen, die Heilige Stadt in eine heidnische Metropole unter dem Namen „Aelia Capitolina" umzuwandeln, versuchte der römische Kaiser, die Erinnerung an das Christentum aus dem Boden, in dem es wurzelte, auszurotten, indem er es durch den Kult der alten Gottheiten ersetzte. Zu diesem Zweck ließ er auf Golgatha eine an die hundert Meter lange Ebene künstlich aus Erde und Schutt ausbauen. Damit noch nicht genug, ließ er ein Wäldchen anpflanzen, das dem Dienst Jupiters und der Venus gewidmet war. Aber dieser Fanatismus blindwütiger Zerstörung hat schließlich nur dazu gedient, der Nachwelt eine neue Bürgschaft für die Echtheit der heiligen Stätten zu erbringen. Die Wut, die sich darin äußerte, diese heiligen Stätten vom Erdboden zu vertilgen, war ja das beredetste Zeugnis für die Verehrung, die ihnen die Christen zur Zeit Hadrians bezeugten. Außerdem wurde durch Nachgrabungen unter dem neuen Kapitol mit mathematischer Genauigkeit der Beweis erbracht, daß über der heiligen Stätte die Kirche von Aelia erbaut wurde. So hatten, als Konstantin die Religionsfreiheit des Christentums wiederherstellte, die Anhänger des Evangeliums keine Mühe, den Ort wiederzufinden, wo sich unter Erde, aber völlig unversehrt Golgatha und das Grab Christi befanden. Auch die jüngste Variante, die Golgatha außerhalb des Tores von Damaskus feststellen wollte, konnte an der Echtheit des Ortes, auf dem sich nach der Ueberlieferung die Passion Christi abspielte, nichts ändern. Sie vermochte nichts weiter, als auf den Hintergrund der Topographie Jerusalems einen leichten Schatten zu werfen, der nur dazu diente, den wahren Schauplatz des Kreuzesdramas noch schärfer in Erscheinung treten zu lassen.

„Der Himmel lacht"

Ein frohes Osterwort

Wohl keinem christlichen Fest tragen wir gleich frohgestimmte Herzen entgegen wie dem Osterfest, das uns aus den ernsten Tagen der Passionszeit emporhebt zum höchsten Triumph des Glaubens: der Ueberwindung des Todes. Ist es nicht, als ob ein Lachen des Himmels unsere Seelen erschüttere? Ja, es ist so, wie der Chor einer Bach'schen Osterkantate jubelt:

„Der Himmel lacht, die Erde jubilieret
Und was sie trägt in ihrem Schoß;
Der Heiland lebt! Der Höchste triumphieret
Und ist von Todesbanden los.
Der sich das Grab zur Ruh erlesen.
Der Heiligste kann nicht verwesen."

Wer Ostern feiern will, muß den Geist dieses Festes tief in der Seele tragen. Alle Seligkeit der Erlösung und des Auferstehens können wir in den Ostertagen vorahnend empfinden. Alles um uns atmet wundersames, werdendes Leben, das dem Wintertode entrann. Aus dunkler Scholle drang der Keim zum Licht, und jede neue Blüte, die uns grüßt, ist ein Widerschein von dem Lachen des Himmels, das wärmend in die Erde dringt und viele tausend Gräber sprengt. Von dieser seltsamen, stärkenden Kraft der frühlingsfrohen Natur ist auch uns Menschen ein gut Teil zugemessen, der unser Empfinden freudig und hoffend aufkeimen läßt. Wir sind aufnahmebereit für alles Schöne, das auf uns eindringt und finden in den Auferstehungswundern der Natur die köstlichste Erquickung unserer Ostertage. „Der Himmel lacht", ist das große Leitmotiv in der österlichen Frühlingssinfonie. Die ganze Natur befindet sich in seligen Schwingungen, die sich in uns umwandeln in die zarte Musik der Seele, in jenes leise innere Klingen, das uns mit der ewigen Sphärenmusik in göttliche Harmonie bringt.

In keiner Stunde könnte die Gewißheit größer sein, daß unser Leben über die engen irdischen Bezirke hinausgetragen wird, als in der Stunde österlichen Hoffens. Leben und Leiden Christi wird uns auf einmal ganz verständlich. Hat doch das Leid selbst seine Seligkeit, weil es vom Glauben an das ewige Leben getragen wird. Das Beispiel des Heilandes, dieses höchsten Menschen, gibt uns selbst heilige Auferstehungszuversicht. Die Schrecken des Todes sind dahin seit der Erlösertat des Gottessohnes. Das große Gleichnis der aus Winternacht erwachenden Natur, zeigt uns die herrliche todüberwindende Kraft des Leben. Alle Verwesung ist nur ein Uebergang zu neuen Daseinsformen. In uns lebt ein Unsterbliches, das erst dann in seiner vollen Klarheit zu erscheinen vermag, wenn die Sünde in uns gestorben ist. Das ist die Lösung des Ostergleichnisses:

„Adam muß in uns verwesen,
Soll der neue Mensch genesen,
Der nach Gott geschaffen ist.
Du mußt geistlich auferstehen
Und aus Sündengräbern gehen,
Wenn du Christi Gliedmaß bist."

Es sind die Worte der Arie der Bach'schen Osterkantate, und man möchte sie am liebsten tönend machen, um durch eine erhabene Ostermusik das Auferstehungswunder noch sinnfälliger werden zu lassen, um durch die Töne der Osterfreude die Tore zu öffnen, das Lachen des Himmels vernehmbar zu machen. Wer nur einmal mit innerster Hingabe über das Ostererlebnis nachgedacht hat, weiß zugleich, wie er eine von Herzen fröhliche Ostern zu feiern hat. Es gehört nichts weiter dazu, als den Alltag mit seinen Sorgen und Zweifeln zu begraben, und ein recht frohes gläubiges Hoffen in sich auferstehen zu lassen. Dieses gläubige Hoffen, geboren aus der rechten Betrachtung des Auferstehungswunders in der Natur, gestärkt durch die Erlösungstat Christi, wird dann der Spiegel, der das Lachen des Himmels auffängt und in unserer Seele zum Leuchten bringt. Das österliche Ahnen unserer Unsterblichkeit wird dann zu einem wundersamen Glücksgefühl, das alle Osterfreuden übersonnt. Wer so die Pforten seines Herzens dem Heiland geöffnet hat, genieße getrost auch den Osterjubel der Erde, weil dann der Erdenjubel ja zusammenklingen muß mit dem Lachen des Himmels zu dem freudigen Bekenntnis:

„Der Herr war tot, und sieh, er lebet wieder,
lebt unser Haupt, so leben auch die Glieder!"

Deutsche Osterkarten

Ein Osterglückwunsch mit dem Bildnis Friedrichs d. Gr.

Die Sitte der Osterglückwunschkarten reicht viel weiter zurück, als man gemeinhin annimmt. Wann sie entstanden ist, läßt sich allerdings mit voller Bestimmtheit nicht mehr nachweisen, aber die ersten deutschen Osterkarten wurden von zwei Künstlern gezeichnet, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebten. Demnach ließe sich also immerhin vermuten, daß der Brauch, sich zu Ostern mit einer Glückwunschkarte zu beschenken, etwa damals zum erstenmal auftauchte. Das Verdienst, diese beiden ersten Karten gezeichnet zu haben, kommt nun zwei Augsburger Meistern zu, und zwar den Graphikern Birckhart und J. G. Nilson. Die Karten, die sich von beiden erhalten haben, sind schon ganz richtige Osterkarten. Auf der von Nilson gezeichneten Karte ist ein Osterei zum Aufklappen dargestellt, unter dem, wenn man die Schale zurückbiegt, ein Bild Friedrichs des Großen erscheint, und dazu eine Inschrift, die auch heute wieder ganz zeitgemäß anmutet. Denn sie lautet:

Zum Denckmal dieser seltenen Zeiten
Wird dieses Osterey verschenckt,
Man wünscht dabey, daß Krieg und Streiten
Von Teutschland werde abgelenckt.
Gott laß es allem Volck gelingen,
Das Halleluja froh zu singen.

Außerdem befindet sich auf dieser zierlich gestochenen Karte noch eine Zeichnung von Christus mit den Jüngern auf dem Gang nach Emmaus. Birckhart zeichnete auf seine Osterkarte, die nach der Annahme des Forschers Zur Westen um das Jahr 1750 entstand, dagegen nur ein großes Ei, in dessen Mitte Jesus, Maria und Josef dargestellt sind. Dazu trägt es die Inschrift: „Zu einem Oster-Ay, — ver-Ehre ich die Trey" (Treue).